SeniorenZeit
Magazin des Seniorenkollegs der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
Jahrgang 22 - 1/2024

Unser hallisches Original: „Zither-Reinhold"

Aus dem Leben von Reinhold Lohse aus Glaucha

So kannten wir ihn mit seiner Zither unter den Arkaden am Markt sitzend: Reinhold Lohse. Geboren in Glaucha, wollte der kleine Junge immer Pfarrer werden. Doch im Alter von 9 Jahren wurde er todkrank, aber er überstand den Typhus und eine Hirnhautentzündung - um den Preis seiner geistigen Reife. Er blieb zeitlebens ein Kind, gutmütig und ganz ohne Ansprüche ans Leben.

Seit seinem 14. Lebensjahr spielte er zuerst mit einem Leierkasten, später mit der Zither allerlei handgemachte Musik in der halleschen Innenstadt. Kinder blieben stehen und hörten zu, fragten ihn, warum er auf der Zither spiele. „Böse Menschen ham Pferdeäppel in mein Leierkasten gelegt und da war er futsch." So soll er geantwortet haben, doch belegt ist das nirgends.

Reinhold sprach selten mit seinen Zuschauern, er murmelte Unverständliches vor sich hin. Und wenn er erzählte, musste das nicht unbedingt stimmen. Denn er hat wohl kaum mit einer Säge seiner Freundin, der Zwiebel-Jette, die Zähne abgesägt, weil sie ihn immer gebissen hätte. Die Zwiebel-Jette gab es tatsächlich, sie verkaufte Zwiebeln auf dem Markt. Doch die Geschichte mit den Zähnen war natürlich Unsinn.

Die HO Industriewaren Halle schenkte ihm in den 50-ern eine Zither, seitdem saß er sommers wie winters an den Ecken vieler Kaufhäuser um den Markt, oft regengeschützt unter den steinernen Arkaden des ehemaligen „Ritterhauses". Seine Geldspenden lieferte er abends an seine Schwester in Glaucha auf Heller und Pfennig ab. Die manchmal beträchtliche Summe von 47,50 DM löste einen Streit zwischen Reinholds Schwester und deren Freundin aus, über den am 31. Dezember 1954 die „LDZ" ausführlich berichtete. Im Nachwort an die „Zuständigen" schrieb der Redakteur: „Alle Hallenser, die ihren ‚Zither-Reinhold' – auch wenn er im Sommer ein Weihnachtslied zittert – gerne einen Obolus in die Hand drücken, würden es sicher sehr begrüßen, wenn … das ‚hallische Original' eine bessere soziale Betreuung erhielt." – von der Reinhold weder wusste noch eine bekam.

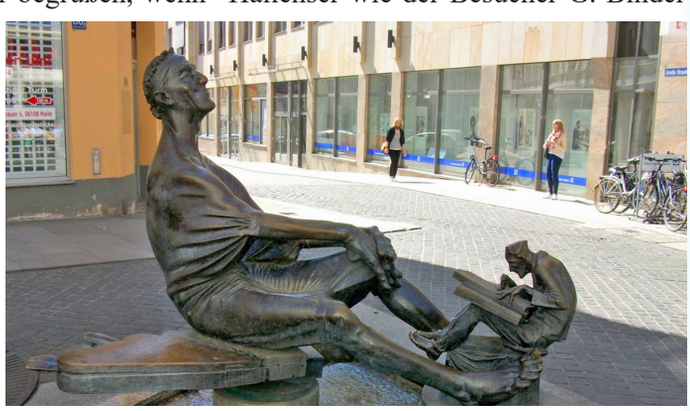
Die Hallenser schenkten ihm mal eine Süßigkeit oder eine Zigarette, in den Hungerjahren nach den Weltkriegen auch Muckefuck und Zuckerbrot. Und ja, einige sahen weg und spuckten ihn gar an, den schwachsinnigen Spinner – „wo leben wir denn" und „gottlob, wir sind nicht so".

Im November 1964 starb Reinhold Lohse nach einem Verkehrsunfall. 250 Hallenser begleiteten ihn auf seinem letzten Weg, Halloren trugen den Sarg, auf dem seine geliebte Zither lag. Pfarrer Finck hielt die Grabrede: „Er blieb sein ganzes Leben hindurch ein Kind, ein Kind mit reinem Herzen, das keine Falschheit und keinen Argwohn kannte."

86 Jahre alt ist er geworden. Ein schlichter Grabstein findet sich auf dem Gertraudenfriedhof.

2002 wurde ein Brunnen, gestiftet von 12 halleschen Betrieben, Mitte der Leipziger Straße eingeweiht. Da sitzt er nun, klein und krumm mit seiner Zither, ein Häufchen Elend, und vor ihm ein anderer Reinhold: groß, kräftig, freundlich lächelnd. Bildhauer Wolfgang Dreysse, den das Schicksal des armen Stadtmusikanten berührte, erklärte den Widerspruch der beiden Figuren, aus dem sich die Spannung des Brunnendenkmals ergibt: „Während die große Figur die inneren Werte, die Größe und den Mythos darstellt, so gibt die kleine die Wirklichkeit in Form des Zither spielenden Reinhold wieder."

Und vielleicht empfinden auch viele Hallenser wie der Besucher G. Binder aus Baden-Württemberg: „Ich finde es schön, dass man sich in Halle nicht nur der Großen der Stadt erinnert und ihnen Denkmale setzt. Auch die kleinen Leute wie Zither-Reinhold haben wesentlich das Bild der Stadt geprägt und das Herz der Stadt ausgemacht."



Text: Christina Widlok

Fotos: Stadtarchiv (1), Widlok (1)

Wer kennt nicht in Halle … „heiter bis wolkig"?

Gemeint sind zwei Buchhandlungen, z. B. die an der Ecke Gütchenstraße/Luwu, aber auch in der Richard-Wagner-Str. 7. An beiden Standorten kann man zu einem vereinbarten Termin einen Abend (19 bis 21 Uhr) nach Geschäftsschluss mit einem kleinen Imbiss, Getränke inklusive, buchen, um ungestört (max. zu viert) das gesamte Buchsortiment durchstöbern und natürlich auch etwas kaufen zu können. In ungewöhnlicher Atmosphäre, zu ungewöhnlicher Zeit mit ein paar Freunden ist dies schon ein besonderer Genuss. Diese Initiative läuft unter der Bezeichnung

„Buchgenuss nach Ladenschluss".

Über und zwischen den Bücherregalen Plakate mit lustigen Sprüchen und Cartoons. Man findet auch Bücher mit handgeschriebenen Aufklebern als Leseempfehlung. Ungewöhnlich, aber sinnvoll. In den Anfangsjahren der Buchhandlung galt diese als „Geheimtipp".

Aus einem Interview von KAROLIN JANUS mit der der Inhaberin THERESA DONNER: *„Ich freue mich immer, wenn die Leute sagen, sie sehen hier Bücher, die sie sonst nie sehen. Das ist schön. Und das zeigt mir, dass unsere Idee und unsere Auswahl funktioniert."*

Man stelle sich vor: am Abend, den Buchladen nur für die angemeldete kleine Gruppe á 4 Personen allein, hin und wieder ein Häppchen essend und ein tolles Buch auf dem Schoß. Da ist es nicht verwunderlich, dass manch ein Vorbeikommender durch die Scheibe blickt, sich wundert – um diese Zeit noch geöffnet? – und eintreten will …

Aber nicht nur ein besonderer Abend zwischen Büchern ist im Angebot, sondern auch

„Musik zwischen den Regalen",

wie man auf der Homepage lesen kann.

Ein Buchladen ist in der Zeit des Big-Data in der Informationsgesellschaft oft kein klassisches Buchgeschäft mehr, wie viele Ältere es noch aus ihrer Jugendzeit kennen. Nur der Zwang, wirtschaftlich zu sein, ist geblieben.

Ungewöhnliche Ideen sind immer auch preisverdächtig: Der deutsche Buchhandlungspreis für Sachsen-Anhalt 2023 gehört dazu. Wie schreibt die Betreiberin THERESA DONNER auf Instagram: *„Wir kümmern uns seit 2017 in Halle um die bibliophile Wetterlage."* Hoffen wir, dass sie gut bleibt.

Und dann schließlich und endlich gibt es noch welch originelle Idee den **„Wetterbericht"**. Da werden die Bücherlieblinge des Jahres präsentiert. Dazu heißt es auf der Homepage des Ladens: *„Wie immer gab es traurige Bücher, seltsame Bücher oder lehrreiche Bücher in diesem Jahr. Berührende waren ebenso dabei. Und die für uns eindrücklichsten wollen wir euch gern vorstellen."*

Solche Veranstaltungen können natürlich nicht umsonst sein. Aber selbst für die Eintrittspreise hat man eine besondere Idee: Der Besucher wählt frei unter mehreren möglichen Preisen. Nach dem Prinzip, wer mehr hat, könnte auch mehr bezahlen. Warum nicht!

Geht man in eine Buchhandlung, will man eigentlich auch ein Buch kaufen. Der Autor dieses Artikels entschied sich für **„Der PROUST Fragebogen – ein literarisches Gästebuch"**.

Was ist außer dem länglichen Format außergewöhnlich daran?

40 % der Seiten sind gefülllt mit den Antworten berühmter Menschen von A bis Z und natürlich MARCEL PROUST selbst. Die restlichen Seiten enthalten die klassischen Fragen und können durch Freunde und Gäste ausgefüllt werden.

Hier einige Beispiele:

K. LAGERFELD: Ihre Lieblingsbeschäftigung? Ich fürchte „arbeiten".

M. PROUST: Ihr Lieblingstier? Der Mensch.

M. REICH-RANICKI: Ihre Vorstellung vom Unglück? Nicht lesen und nicht hören zu können.

Und so weiter und so fort.

In den Vorbemerkungen betonen die Herausgeber des Buches, dass es auch berühmte Menschen gibt, die sich weigerten, den Fragebogen auszufüllen. Auch die Antworten auf die Fragen ändern sich mit dem Lebensalter. MARCEL PROUST antwortete erstmalig mit 16 Jahren und letztmalig mit 22 (er starb mit 51). Wer wissen will, wie er mit 22 auf die Frage, „Wie möchten Sie sterben?" antwortete, der kaufe sich das Buch.

Im Netz zu finden unter
https://www.heiterebuecher.de

Text und Fotos: Bernd Budnik

Aus dem Inhalt

1 Zither-Reinhold

2 Entdeckt
„heiter bis wolkig"

3 Wissenschaft im Alltag
Materialforschung

4 *Unsere Universität*
Causa Wolff
Kinderliteratur

5 *Kulturgeschichte*
Volksbetrug

6 *Auf Entdeckungsreise*
Kloster Memleben
Provinzial-Irrenanstalt

7 *Aufgefallen*
Steinrinne in Bilzingsleben
Upflamör

8 *Welt der Musik*
Richard-Wagner-Festspielhaus

9 *Kulturnachlese*
Ganz ohne Männer
Andreas Dresen

10 *Nachdenkenswert*
Männerhäuser
Kunst des Briefeschreibens

11 Hätten Sie`s gewusst?
Halberstädter Würstchen
Wildtulpen

12 Vermischtes
Der Stadtgottesacker
Getretene Kunst

Elektronenmikroskopie in der Materialforschung

als Triebkraft für neue verbesserte Werkstoffe

Die Entwicklung neuer, verbesserter und gezielt auf den Anwendungszweck abgestimmter Werkstoffe ist eine zentrale Aufgabe der Materialforschung weltweit. Eine zentrale Rolle in der Materialforschung spielt die Aufklärung der Mikrostruktur der Materialien mit der Elektronenmikroskopie. Das erste Elektronenmikroskop konstruierte und baute Prof. Dr. Heinz Bethge im damaligen Physikinstitut der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Die Bedeutung der Materialforschung wird auch aktuell durch die Einweihung eines „Bethge-Zentrums für Mikrostrukturcharakterisierung“ zu Beginn des Jahres an der Universität unterstrichen.

In Halle spielt innerhalb der Materialforschung die Polymerforschung eine bedeutsame Rolle. Hierzu trug bei, dass südlich von Halle in Leuna und Merseburg vor und nach dem 2. Weltkrieg eine starke Polymer- bzw. Kunststoffindustrie aufgebaut wurde – vielen ist vielleicht noch die Werbung an der Elbebrücke bei Wittenberg bekannt: „Plaste und Elaste aus Schkopau“.

Wegen der preisgünstigen Herstellung und Verarbeitungsmöglichkeiten sowie vielfältig realisierbaren Eigenschaften erfolgte nach dem 2. Weltkrieg eine rasante Entwicklung der Kunststoffe (oder Polymere, Plaste, Plastik, Elaste), sodass diese Zeit lange auch als **Kunststoffzeitalter** bezeichnet wurde. Der Anteil der Kunststoffindustrie ist nur mit ca. 6–7% am weltweiten Ölverbrauch beteiligt, der überwiegende Teil wird als Treibstoff oder Heizöl verbrannt.

Kunststoffe sind im wahrsten Sinne des Wortes lebenswichtig, denken wir nur an die alltäglichen Anwendungen in Form von Einwegspritzen, Kathetern, Verbandmaterial, Blutbeutel und andere Verpackungen, an Dentalmaterialien, an Ersatzteile bei Ausfall von Körperteilen oder an künstliche Organe. Auch als Träger oder Kapselmaterial für Arzneimittel sind sie unentbehrlich.

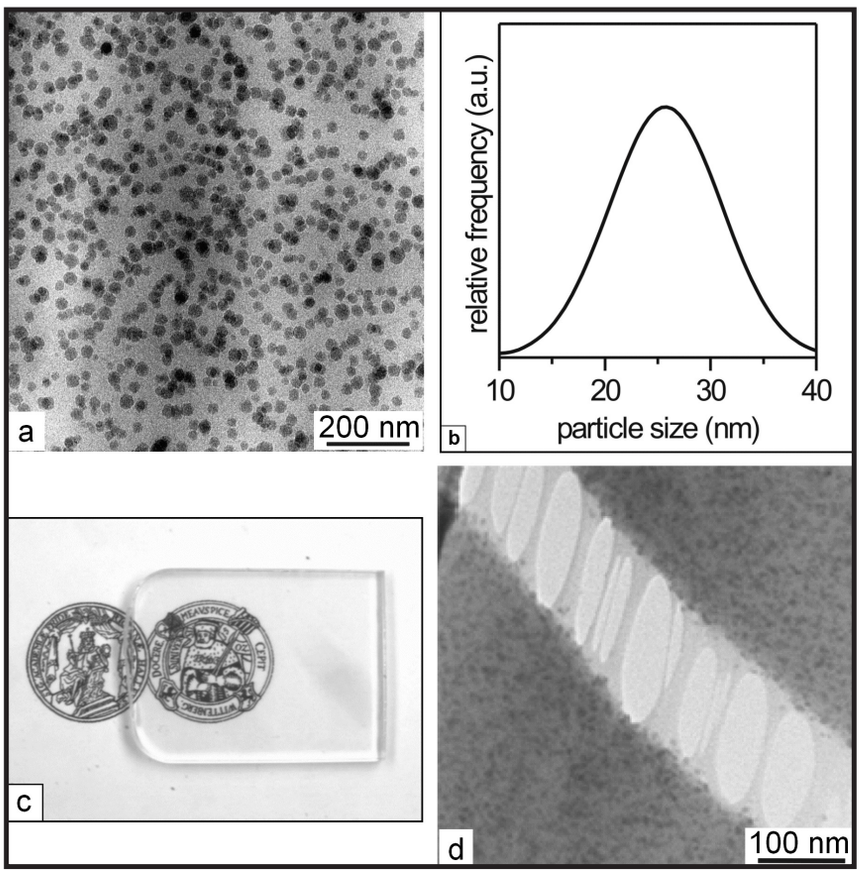


Abb. 1: Nanokomposit aus PMMA und SiO2 Nanopartikeln a) TEM-Aufnahme der Morphologie (10 wt.% SiO2 Nanoteilchen b) SiO2 Nanoteilchen Größenverteilung c) Illustration der optischen Transparenz eines 20 Gew.-% SiO2 Nanokomposites (Logo der Universität Halle-Wittenberg) d) Deformation des 10 Gew.-% Nanokomposites mit Lochbildung, Fibrillierung in Form eines crazeartigen Bandes

Die preisgünstige Herstellung von Verpackungsmaterialien (Folien, Beutel, Tragetaschen, Einschweißhüllen u. dgl.) vor allem auch im Lebensmittelsektor führten zu einer fast grenzenlosen Ausbreitung in allen möglichen Bereichen, und das zu minimalen Kosten. Das Ergebnis war der achtlose Umgang vor allem mit allen Formen von Verpackungen. Sie sind in den letzten Jahren durch die Anreicherung in der Umwelt und den Weltmeeren in Verruf geraten und werden als ein zunehmendes Umwelt- und Klimaproblem betrachtet. Alle diese Mengen gelangen aber nicht durch die Kunststoffindustrie in die Umwelt, sondern durch Menschen, die Kunststoffe verbrauchen und dann achtlos wegwerfen oder die durch Staaten (und dabei auch durch Deutschland) in großem Maße ins Ausland und besonders in die dritte Welt exportiert und dort „entsorgt“ werden (was auch noch als stoffliches Recycling zählt), d. h. auf Mülldeponien oder im Meer landen.

Die Europäische Umweltagentur (EUA) spricht sich in einem neueren Bericht für eine Umstellung auf eine verstärkte Kreislaufwirtschaft von Kunststoffen aus. Die Lösung bestünde darin, Plaste sinnvoller zu nutzen, besser wiederzuverwerten und wirksamer zu recyceln und aus nachwachsenden Rohstoffen herzustellen. All das ist richtig, erfordert aber eine stärkere werkstoffwissenschaftliche Durchdringung von Kunststoffherstellung, -verarbeitung und -anwendung, die aber nicht nur das Entsorgen im Blick hat, sondern auch die Herstellung verbesserter Bauteile mit längerer bzw. optimal an den Einsatzzweck angepasster Lebensdauer. Hierzu hat der Autor bereits Ende der 1990er-Jahre in seinem früheren Institut für Polymerwerkstoffe (IPW) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg ein vom BMMF gefördertes Demonstrationszentrum für Kreislauffähigkeit von Werkstoffen mit initiiert, in dem gemeinsam mit Industriebetrieben entsprechende Möglichkeiten erprobt werden.

Interessante Beispiele sind die Verbesserung der Zähigkeit (Bruchzähigkeit) durch nanostrukturierte Kunststoffe, d. h. durch eine Modifizierung mit anorganischen Teilchen und insbesondere mit Nano-Partikeln, (Abb.1).

Text und Bilder:
Prof. em. Dr. habil Goerg H. Michler

Der „Hällische Streit“ und seine Hintergründe

Christian Wolff, Philosoph und Frühaufklärer, im Fokus der Geschichte

Es war eine der größten philosophischen Auseinandersetzungen der Frühen Neuzeit in Europa, die mit einem Edikt Friedrich Wilhelms I. endete: der Ausweisung des Philosophen und Prorektors der halleschen Universiät, Christian Wolff, 1721. Der Frühaufklärer, 1706 zum Professor für Mathematik an die Universiät Halle berufen, hatte innerhalb von 48 Stunden „bey Strafe des Stranges“ die Stadt zu verlassen.

Aufklärer Chr. Wolff gegen den Pietisten A. H. Francke – Eklat in Halle

Wolff lehrte auch über verschiedene Bereiche der Philosophie – und das in der Hochburg um den Pietisten August Hermann Francke. 1712 erschien Wolffs *„Deutsche Logik“* und sorgte bereits für den Vorwurf, damit würde er der „Atheisterey“ Vorschub leisten. Doch Wolff, der Frühaufklärer, ließ sich nicht beirren. Er suchte nach einer Philosophie, die die Wahrheit des Glaubens auf Rationalität zurückführt. Das musste ihn in einen Konflikt mit den Theologen bringen, die auf der Unergründlichkeit der Offenbarung beharrten. Seine China-Rede *„Über die praktische Philosophie der Chinesen“* brachte 1721 das Fass zum Überlaufen, denn er hatte die Ethik des Konfuzius als Beleg zitiert, dass Moral sehr wohl auch ohne Religion möglich sei. Damit stellte er sich offen auf die Seite der europäischen Aufklärer. Wolffs Gegner erwirkten einen Brief an den preußischen König und beschuldigten Wolff des Atheismus. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: Binnen 48 Stunden hatte Wolff das Land zu verlassen. Dieser Konflikt eskalierte und ging als „Hällischer Streit“ in die Geschichte ein. Im Stadtmuseum Halle wird darüber in Wort und Bild berichtet.

Wolff fand an der Universität Marburg Aufnahme und lehrte dort mit großem Erfolg, wenn auch seine Widersacher nicht verstummten. Doch nachdem der Preußenkönig Friedrich II. ihn rehabilitierte, nahm Wolff 1740 seine Arbeit in Halle wieder auf, begeistert begrüßt von Freunden und Studenten, die ihn schon am Stadteingang erwarteten.

Wolff selbst beschrieb 1726 seine Haltung: „Ich gestehe es gantz gerne, daß ich niemahls verlangt habe im philosophiren einen Sclaven abzugeben; sondern jederzeit die Freyheit zu philosophiren geliebet, den ohne diese hätte ich niemahls zu philosophieren verlangt.“

Ein Denkmal für Wolff in Halle

2021 wurde vor dem Stadtmuseum in Halle ein Denkmal enthüllt, initiiert vom Freundeskreis Wolff, geschaffen von Bernd Göbel. Wolff steht vor seinem ehemaligen Wohnhaus und schaut den Besucher an, die Hände geöffnet zum Dialog. Sicher haben viele Besucher einen Wolff erwartet mit Allonge-Perücke und wallendem Gewand, ganz einer solch bedeutenden Persönlichkeit entsprechend. „Doch Bernd Göbel zeigt

einen in Würde gealterten Menschen, verletzlich, demutsvoll und doch zugleich bereit, näher zu treten, sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen. Der Dialog galt in Zeiten der Aufklärung als eine wichtige Form der Erkenntnisgewinnung. Unsere Zeit, das machen die vergangenen Monate deutlich, benötigt mehr denn je einen öffentlichen Austausch von Meinungen.“ (*Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher, Wissenschaftler in Halle, zur Einweihung des Denkmals.*)

Text: Christina Widlok

Fotos: Stadtmuseum Halle

Wieder „Studentin“

Als wissensdurstige Rentnerin besuchte ich die für Senioren offene Vorlesung „Einführung in die Kinder- und Jugendliteratur“ von Frau Dr. Alexandra Ritter. Interessant waren die Lektionen über die Anfänge der Kinder- und Jugendliteratur, die Vorläufer im 17. Jahrhundert, die pädagogisch dominierte Kinderliteratur während der Zeit der Aufklärung (J. H. Campe 1749–1818, „Das Sittenbüchlein für Kinder aus gesitteten Ständen“, 1777) und die romantische Gegenbewegung (Tieck, Novalis, Brentano, Hoffmann). In der Zeit des Biedermeier entwickelten sich unterschiedliche Strömungen, so die Reise- und Abenteuerliteratur (Gerstäcker), aber auch Bildergeschichten wie „Der Struwwelpeter“ und „Max und Moritz“. Als die Dozentin über die Mädchenliteratur vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die frühen 20er Jahre des 20. Jh. sprach, versetzte mich das in meine Kindheit und ich musste oft schmunzeln. Was habe ich meine Mutter (Lehrerin!) an Schlechtwettertagen in den damals langen Winter-(Kohle-)ferien um „ein Buch von früher“ gebettelt. „Lies doch was Vernünftiges …“, bekam ich regelmäßig zu hören, aber dann holte sie mir doch aus ihrem Fundus einen Band „Nesthäkchen“ von Else Ury, „Heidi“ von Johanna Spyri, „Trotzkopf“ von Emmy v. Rhoden oder ein anders „Backfischbuch“. Ich habe sie mit Begeisterung gelesen und glaube nicht, dass sie meinem Lesegeschmack geschadet haben.

Natürlich waren auch die Vorlesungen über die Kinderliteratur der Nachkriegszeit bis heute sehr interessant. Nicht nur ich, sondern vor allem meine Enkel, die das Vorlesen lieben und nun selbst schon im Lesealter sind, profitieren davon.

Text und Foto: Angelika Ehrlich

Nützt es dem Volk, betrogen zu werden?

Eine Debatte zur Politik der Aufklärung im Interdisziplinären Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung (IZEA)

Im März des vorigen Jahres tagten im IZEA sechzehn Wissenschaftler aus vier Ländern zum Thema *„Nützt es dem Volk, betrogen zu werden?“* Diese für heutige Ohren eher ungewöhnliche Frage stammt von FRIEDRICH DEM GROßEN (1712–1786); er stellte sie als Preisfrage des Jahres 1780 der Klasse der belles lettres an der von ihm selbst geschaffenen Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Ein damals übliches Verfahren z. B. auch in Frankreich.

Der Literaturwissenschaftler Prof. em. HANS ADLER gab im Jahre 2007 in Stuttgart sämtliche Bewerberschriften von 1779/1780 als *Edition „Nützt es dem Volk, betrogen zu werden?“* heraus. Arnd Beise, Rezensent, betont: „Für die kultur- und mentalitätsgeschichtliche Erforschung der Spätaufklärung ist diese Sammlung äußerst nützlich“, zeige sie doch, dass die Ideen der Aufklärung ausgesprochen vielfältig ausgelegt und praktiziert wurden. Aber auch, dass sich ihre Ideale im Alltag keinesfalls konfliktfrei verwirklichen ließen.

Friedrich II. und seine „Preisfrage“

Dass sich Grundsätze wie staatliche Gewaltenteilung, Gerechtigkeit für alle, Toleranz im Glauben mit dem gesellschaftlichen Umfeld des niedergehenden Absolutismus nur bedingt vertrugen, liegt nahe. FRIEDRICH II. gehörte zu den europäischen Machthabern, die dem Zeitgeist der Aufklärung folgten und fällige nationale Reformen durchführten – außer einer, der Einführung der Gewaltenteilung. Er führte u. a. religiöse Toleranz ein, schuf einheitliche Rechtsgrundlagen, verbot die Folter, ließ das Oderbruch kultivieren.

Bei allem Fortschritt aber bestimmte nur ER allein, was dem Volk zu nutzen hatte. Der “Philosoph auf dem Thron” gehörte als Mitspieler im Siebenjährigen Krieg (1757–63) und Initiator der polnischen Teilungen (ab 1772) zu den aktivsten Kriegstreibern des Aufklärungsjahrhunderts.

Der gebildete und musisch begabte König der Preußen hielt das Volk, den „Pöbel“, bekanntermaßen für träge, dumm, abergläubisch; es sei voller Vorurteile, schlicht unbelehrbar. Nach einem intensiven Gedankenaustausch mit dem Enzyklopädisten D’ALEMBERT über die Frage, „ob (…) das Volk in einer Glaubenslehre ohne Märchen auskommt“, kam er zu dem Schluss, dass diese „Dummköpfe“ belogen werden *wollten*. Der Franzose empfahl ihm, doch dieses Problem von seinen Akademikern als Preisfrage lösen zu lassen. Nach langem Disput lautete sie letztlich: „Kann irgendeine Art von Täuschung dem Volke zuträglich seyn?“ – also, was es dem Volk bringt, es weiter an „Märchen“ glauben zu lassen.

Von 42 Bewerberschriften wurden 30 ausgewählt, die Mehrheit bejahte die Frage. Beteiligt waren eher Unbekannte aus dem bürgerlichen Mittelstand jeglicher Profession, niemand aus den Reihen der berühmten Aufklärer nahm teil. Man kommentierte hier diesen königlichen Coup, vermutlich kopfschüttelnd, außer Konkurrenz. Ein damaliger Einsender aus Montpellier meinte ja auch: „Lebten die Menschen unter einer gerechten und wohlthätigen Regierung, wäre die Frage unverschämt.“

Die Sichtweisen der Einsender reichten in volksaufklärerischer Manier von religiösen bis hin zu frühsozialistischen Positionen. König FRIEDRICH ignorierte die beiden ausgezeichneten Preisschriften – eine bejahende und eine verneinende – völlig. Bejahte er selbst doch schon immer das, was er zur Preisfrage erhoben hatte: Angesichts „großer Menschenhaufen“ müsse man „zum Betruge“ greifen und solle bedenken, „dass man die Wahrheit nur mit Zurückhaltung und niemals zu ungelegenen Zeiten sagen dürfe“.

Die „Preisfrage“ als Forschungsobjekt

Entsprechend der Jahresausstellung ***„Streit. Menschen, Medien, Mechanismen im 18. Jahrhundert und heute“*** in den Franckeschen Stiftungen stellte das IZEA die Friedrich’sche „Preisfrage“ erneut zur Diskussion. Eingeladen waren Wissenschaftler aus den Ländern, die die Aufklärungsideen einst in die Welt trugen: Frankreich, England, die USA und Deutschland.

Als Gasthörer von 10 der 13 Beiträge hörte ich beispielsweise von den Schwierigkeiten, die neuen Ideen im Volk zum Tragen zu bringen, vor allem unter dem Landvolk: Der aufgeklärte Landlehrer vermittelte per Katechismus Tugenden wie Pflichterfüllung, Sittsamkeit, Achten der Obrigkeit, Meiden von Gier, Faulheit, Egoismus – ein Erziehungskonzept ganz im Sinne von FRIEDRICHs Politik.

Ein anderer Referent erläuterte u. a. die Unschärfen der aufklärerischen Begrifflichkeit, die sich in der Spätaufklärung herausstellten: Grenzt *Vernunft* nicht auch immer aus – und zwar das, was vernichtet, also *unvernünftig* ist? Oder: Was heißt Betrug in der Politik? „Wer betrügt, kennt die Wahrheit“, postulierte der Referent. Auch könne Betrug in Politik, Religion, Kultur als Fürsorge gesehen werden – warum?, Friedrichs Frage nach Betrug, Betrügern und Betrogenen offenbare das Bewusstsein dessen, dass „Betrug des Volkes“ ein Problem ist, das er sehr wohl erkannt habe. Sein Desinteresse an den Preisschriften zeige, dass er lediglich seine eigene Stellung im politischen Umfeld hervorzuheben suchte: Wagte er es doch 1780 als einziger Fürst, diese heikle Frage in ihrer Direktheit seiner Akademie vorzulegen. D’ALEMBERT – warum legte er sie nicht der eigenen Akademie vor?

Aus meiner Sicht zeigten die Beiträge, dass wir Menschen uns über alle Zeiten immer und immer wieder mit den gleichen Fragen unseres Zusammenlebens konfrontieren und nach wie vor um Lösungen ringen. Würde man diese Frage in ihrer Direktheit heute stellen? Wohl nicht.

Aber lohnen würde es.

Text: Heidrun Hübel

Zitate:
https://literaturkritik.de/id/11539
Info:
izea.uni-halle.de/veranstaltungsarchiv/2023.html

Ein Leben (wie) im Kloster

Kloster und Kaiserpfalz Memleben sind Teil der Straße der Romanik in Sachsen-Anhalt. Das dortige Museum in Gebäuden des ehemaligen mittelalterlichen Benediktinerkloster wirbt mit fünf Fremdenzimmern im „Wohnbereich der Mönche“. Diese, so heißt es, seien spartanisch eingerichtet – ohne TV und Telefon. Ein einwöchiger Aufenthalt des Autors dieses Artikels in einem der Gästezimmer und – natürlich – der Besuch der umfangreichen Museumsräume im Gebäudekomplex und des Museumsbereiches außerhalb führte zu folgenden Schlüssen:

Weder Leichnam noch Herz Ottos I. befinden sich in Memleben bzw. wurden je gefunden. Kaiser Otto der Große starb zwar 1050 in der Kaiserpfalz, sein Grab befindet sich aber in Magdeburg. Sein Herz soll in der Kaiserpfalz bestattet worden sein.

Die Lage der Kaiserpfalz ist bis heute nicht bekannt. Auch das Herz wurde nie gefunden.

Es existiert schon seit langer Zeit kein aktives Kloster mehr in Memleben und der „Wohnbereich der Mönche“ besteht aus den Fremdenzimmern.

Enttäuschung? Memleben ein Potemkinsches Dorf? Bei weitem nicht. Die romantische Klosterruine, die man als Übernachtungsgast auch ganz allein nach Museumsschluss aufsuchen kann, um in sich zu gehen. Auch der nach historischen Vorbildern gestaltete Klostergarten mit Erklärungen ist, obwohl nicht authentisch an diesem Ort, sehenswert. Im Sommer das Frühstück mit einem Picknickkorb an beliebiger Stelle des Klostergartens zu genießen ist schon originell.

Ein bisschen fühlt man sich auch in der abendlichen Stille wie ein Mönch. Damit ist entschieden: Memleben ist trotz alledem eine Reise wert.

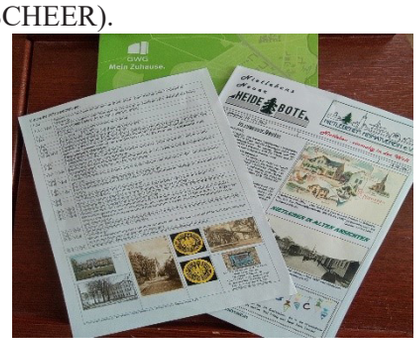
https://www.kloster-memleben.de/de/

Text und Foto: Bernd Budnik

Die Provinzial-Irrenanstalt Halle-Nietleben

Ein Rundgang durch Heide-Süd

Dank der GWG Halle und dem Nietlebener Heimatverein (hier besonders dem Leiter Frank Scheer) wurde anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Angebots **„Boardinghaus weinberg campus“** zu einem Rundgang „Auf den Spuren der ehemaligen Nervenheilanstalt“ eingeladen. Das Boardinghaus sind drei sanierte ehemaligen Villen der Nervenheilanstalt, die heute als Appartements (für jedermann) vermietet werden. Hier begann der Rundgang mit dem Verteilen von Mappen mit Material zum Rundgang (Dank an die GWG und Herrn SCHEER).



Das Interesse am Rundgang war für die Organisatoren der GWG unerwartet hoch, sodass er mehrfach wiederholt werden musste. Auch das Angebot vom Heimatverein zu einem separaten Vortrag über die medizinische Tätigkeit der Anstalt stieß bei den Teilnehmern auf reges Interesse. Vielleicht lässt sich dies in der dann fertiggestellten kleinen ehemaligen Anstaltskirche realisieren, die ebenfalls bei dem Rundgang besucht wurde.

Auf dem ehemaligen Gelände der Anstalt (1844–1935) findet man noch einige historische Klinkergebäude und Wohnhäuser, die saniert sind und zu unterschiedlichen Zwecken von Universität, Forschungseinrichtungen und Firmen genutzt werden. Damals außerhalb der Stadt auf einem Weinberg gelegen, vergrößerte sich die Kapazität ständig. 1909 ging das sogen. **„Feldschlößchen“** in den Besitz der Anstalt über und diente als Wohnstätte für Pfleger (Ausbau zu einer Wohnsiedlung). 1925 hatte die Anstalt 950 Patienten.

Die Grundidee der damaligen Anstalt wurde durch den stellvertretenden Leiter aus Nietleben, Prof. Dr. KÖPPE, ab 1876 in Altzscherbitz bei Schkeuditz umgesetzt. Diese medizinische Einrichtung existiert bis heute. Auch dort findet man noch alte Klinkerbauten und auch einen **Wasserturm**, wie er ursprünglich in der Nietlebener Anstalt existierte und der nach der Choleraepidemie, der der erste Anstaltsleiter, HEINRICH DAMEROW, zum Opfer fiel, gebaut wurde.

Das sogen. **„Verwahrhaus“** (heute neben dem ALDI) wurde bisher als letztes altes Gebäude saniert und beherbergt Büroräume. Den ursprünglichen Zweck des Hauses, straffällig gewordene psychiatrische Patienten gesichert unterzubringen, sieht man dem heutigen Gebäude nicht mehr an. Die damals existierende Mauer wurde abgerissen. Nun bleibt nur noch die kleine **Anstaltskirche** von 1864, heute im städtischen Besitz, an der die Gedenktafel für den Anstaltsleiter HEINRICH DAMEROW zu finden ist. Der Text lautet:

„Die Stände der Provinz Sachsen
dem Andenken an
Dr. Heinrich Damerow,
*28.2.1798 +22. Septbr. 1866
Er war der Anstalt erster Leiter
Ein treuer Arzt der Kranken
Der Wissenschaft eine Zierde“

Das Gebäude soll in Zukunft öffentlich genutzt werden können.

Wie bekannt, wurde das Gelände 1935 mit all seinen Gebäuden Teil der Luftnachrichtenschule. In diesem Zusammenhang wurden auch der Wasserturm, der Schornstein des Maschinenhauses und die Spitze der Kirche gesprengt.

Frank Scheer am Boardinghaus (ehemals Patientenvillen)

Im Netz zu finden unter
https://de.wikipedia.org/wiki/Provinzial-Irrenanstalt_Halle-Nietleben
https://www.nietlebener-heimatverein.de
https://www.gwg-halle.de/wohnen/boardinghaus-weinberg-campus/

Text und Fotos: Bernd Budnik

Die Steinrinne in Bilzingsleben

Paläontologische Funde fast zum Greifen

Besuchergebäude

1818 wurde in einer wissenschaftlichen Veröffentlichung der Fund eines fossilen menschlichen Schädels in Bilzingsleben in der Nähe von Heldrungen, heute Landkreis Sömmerda, verzeichnet. Erst 1908 jedoch konnte Ewald Wüst vom Geologischen Institut in Halle Steinartefakte und damit eine Besiedelung nachweisen.

Den letzten Beweis der Existenz von Urmenschen in diesem Gebiet, nach der Fundstelle **Homo erectus Bilzingslebenensis** genannt, lieferte ab 1972 Prof. Dietrich Mania. Es wurden mehrere Schädel, ein fast vollständiges menschliches Skelett und einige Teilskelette gefunden, daneben tausende Knochen von über 50 Arten von Beutetieren, u. a. von Elefant und Nashorn. Außerdem konnte eine gepflasterte Fläche nachgewiesen werden.

Für das Alter wurden 370 000 Jahre ermittelt.Weitere ähnlich alte Funde in Mitteleuropa und Nordosteuropa sind nur die von Heidelberg und Boxgrove (England).

Die schon 1971 gegründete „Forschungsstelle Bilzingsleben“ des Landesamtes für Archäologie in Halle wurde nach der Wiedervereinigung nach Jena verlegt, da Bilzingsleben seitdem zum Freistaat Thüringen gehört.

Als Besucher der Ausgrabungsstätte muss man schon sehr genau hinschauen, wenn man das „Gewächshaus“ von Weitem erkennen möchte. Es duckt sich in eine Senke des leicht hügeligen Geländes, einen ehemaligen Steinbruch, in dem früher Travertin abgebaut wurde. Erst nach Befolgen der Hinweise am Rande des Dorfes findet man den besonderen Ort.

Statt wie üblich die Funde nur in einem Museum auszustellen (Einige Stücke sind im Museum für Ur- und Frühgeschichte in Weimar zu besichtigen.), wurden sie in diesem Falle teilweise nach der Auswertung wieder genau an Ort und Stelle gebracht und dort fixiert. Ein darüber angebrachter Glastunnel verhindert das Verschmutzen und ermöglicht doch die eingehende Betrachtung durch die interessierten Besucher.

Um die Darstellung von allen Seiten aus, auch von oben, zeigen zu können, wurde sogar eine verschiebbare, gläserne Brücke darüber konstruiert.

Zusammen mit Erläuterungen, grafischen Darstellungen und Fotos bildet das Ganze die nicht sehr häufige Möglichkeit, paläoanthropologischer Geschichte am originalen historischen Ort nahe zu sein. Auch Führungen sind nach Voranmeldung möglich.

Kontakt:
Tel.: 036375 50249 und
E-Mail: steinrinne@googlemail.com

Öffnungszeiten der Ausstellung:
Montag: Ruhetag
Dienstag: Schülergruppen
Mittwoch bis Sonntag: 10–17 Uhr
Gesetzliche Feiertage (auch an Montagen und Dienstagen): 10–17 Uhr.

Die Anfahrt per Kraftfahrzeug bietet sich von Halle über die Autobahnen A38 und 71 an. Die Fahrzeit beträgt ca. eine Stunde. Ein Parkplatz befindet sich wenige Meter vom Objekt entfernt.

Text und Fotos: Melitta Seitz

Glastunnel

Upflamör bei Pflummern

Upflamör ist ein kleiner Ort mit knapp 100 Einwohnern und eins der höchstgelegenen Albdörfer (740m NN) der Schwäbischen Alb. Sein Name hängt mit dem benachbarten Pflummern zusammen, von dem aus es besiedelt wurde. Up (über) Pflummern wurde mit den Jahrhunderten zu Upflamör. Pflummern leitet sich von dem mittelhochdeutschen Wort „phlume“ ab, was zwei Bedeutungen hat – die Pflaume und die Flaumfeder. Es könnte sich in beiden Fällen als Berufsnamen auf eine Person beziehen.

Doch nicht nur die Namen sind interessant. Pflummern ist die einzige evangelische Gemeinde in einem fast ausschließlich katholischen Gebiet, da es seit 1606 als Exklave zum Herzogtum Württemberg gehörte. Eduard Mörike lebte dort 1820 als Pfarrverweser (Stellvertreter im Pfarramt) und schrieb in dieser Zeit eines der schönsten Frühlingsgedichte:

Er ist’s …

Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist’s!
Dich hab ich vernommen!

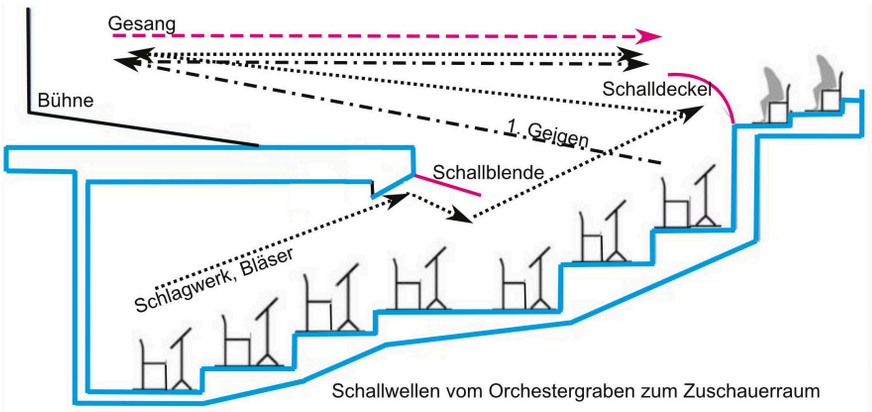
Text: Angelika Ehrlich
Fotos: (1) privat, (2) Pflanzen und Tiere, Ein Naturführer, Urania Verlag, 1975

Das Richard-Wagner-Festspielhaus

und die geniale Erfindung Wagners, der „mystische Abgrund"

In **Bayreuth** gibt es zwei Weltkulturerbestätten, die von der künstlerischen und musikalischen Größe zeugen, die in dieser Stadt hervorgebracht worden ist. Neben dem **markgräflichen Opernhaus** ist es das **Richard-Wagner-Festspielhaus** auf dem Grünen Hügel. Wagner hatte sich auf der Suche nach einer geeigneten Spielstätte für seine Opern auch die vorhandene und kaum genutzte markgräfliche Oper angesehen. Sie hatte für die damalige Zeit die größte Bühne Deutschlands. Aber er fand sie nicht angemessen für seine Musik: In den Orchestergraben passten allerhöchstens 35 Musiker. Er brauchte aber Platz für 120. 1856 ist es ihm gelungen, die Stadtväter zu überzeugen, ihm ein entsprechendes Baugelände zur Verfügung zu stellen, am Rande der Stadt, auf dem **Grünen Hügel**. Sein Opernhaus sollte schlicht und einfach sein, keine Logen, keine Schnörkel und Verzierungen. Von König Ludwig II. erhielt er einen Kredit von 400.000 Mark zur Fertigstellung, obwohl der das Festspielhaus lieber in München gesehen hätte. Nachdem sich erste Entwürfe Gottfried Sempers zerschlagen hatten, beauftragte Richard Wagner den Leipziger Architekten Otto Brückwald, der Grundzüge der Pläne Sempers übernahm. 1872 wurde der Grundstein gelegt, 1875 wurde das Gebäude fertig.

Bei unserem Besuch haben wir zuerst das gesamte Gelände durchstreift. Hinter dem Festspielhaus befinden sich noch eine ganze Reihe anderer Gebäude, einige davon ziemlich groß. Wir würden sagen – ein ganzes Kombinat: Probebühnen, Werkstätten, Magazine und Verwaltungsgebäude. Um das alles in Betrieb zu halten, gibt es 60 Festangestellte im technischen Personal. Während der Spielzeiten kann die Zahl auf 800 ansteigen. Ebenso wenig gibt es ein festes Ensemble.

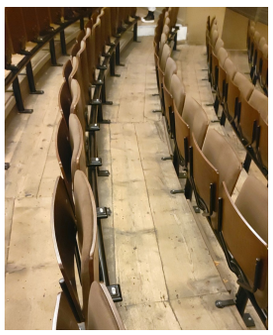


Schallwellen vom Orchestergraben zum Zuschauerraum

Richard-Wagner-Festspielhaus

Wagners Idee: Die Aufführungen sollten in einer eher kleinen Stadt in einem schmucklosen und provisorischen Theater als einmaliges Ereignis stattfinden. Anschließend sollte das Theater „aus Brettern und Balken" wieder abgerissen werden. Der Zuschauerraum müsste als Amphitheater angelegt und das Orchester auf jeden Fall verdeckt sein.

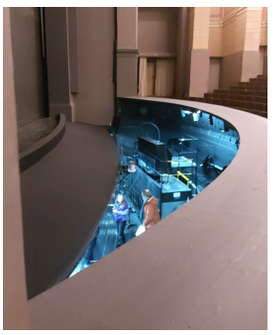
Es ist heute noch so, blanke Bretter auf dem Fußboden, hölzerne Sitze, mit farbiger Leinwand bespannte Decke. Der Orchestergraben wird durch einen gewölbten Schalldeckel dem Blick des Publikums entzogen.


Fußboden und Bestuhlung

Diese einmalige Art der Klangumlenkung der Schallwellen, die das Orchester tief unten im Orchestergraben erzeugt, gibt es nur hier im Festspielhaus. Die Auswirkungen des **„mystischen Abgrundes"**, wie Wagner selbst seine Erfindung nannte, auf die Akustik werden kontrovers diskutiert. Von verschiedenen Opernhörern wird die Akustik des Saales als „überragend" und „einmalig" bezeichnet, wobei die Begeisterung für die Werke Wagners eine ausschlaggebende Rolle spielen kann.

Der Klang des Orchesters wird durch die Lage und Ausformung des Orchestergrabens und durch den Schalldeckel gleich einer „Düse" in den Bühnenraum gelenkt und an Kulissen, Einbauten und Rückwand (Bühnenprospekt) der Bühne reflektiert, um dann gemischt mit einem Anteil an Direktschall in den Zuschauerraum zu gelangen. So wird der Orchesterklang durchaus durch das Bühnenbild verändert.

Der Lärm im riesigen Orchestergraben muss infernalisch sein. Die Musiker selber spielen nur mit Ohrstöpseln. Auf dem Bild ist über dem Orchestergraben gut der geringe Raum zwischen der Schallblende (links) und dem Schalldeckel (rechts) zu erkennen, durch den die Schallwellen den Orchestergraben verlassen, um nach links auf die Bühne gelenkt zu werden. Dort vermischen sie sich mit dem Gesang und werden durch das Bühnenbild in den Zuschauerraum reflektiert. Charakteristisch für den Klang ist, dass die Instrumente sich so mischen, dass keines geortet werden kann. Bei geschlossenem Vorhang oder bei halb leerem Saal klingt die Musik völlig anders. Ist aber alles optimal, wird es als eines der Opernhäuser mit der **weltweit besten Akustik** angesehen.


Schalldeckel

Da der Schall eine gewisse Zeit benötigt, kommt er leicht verzögert auf der Bühne an, sodass für Sänger und Chor zusätzliche Dirigenten benötigt werden. Ein immenser Aufwand, aber ein genialer Sound. Ich würde mir das gern mal anhören.

Wagners geniale Erfindung der Klangumlenkung führte unter anderem dazu, dass die **Wagnerfestspiele** noch heute in jedem Jahr stattfinden und von Tausenden Opern- und Konzertliebhabern besucht werden.

Text, Skizze und Bilder: Klaus Schmutzer

Ganz ohne Männer … geht die Chose doch!

20. Frauenlesenacht in Osterburg

Seit 1999 finden jedes Jahr im Herbst in der Hansestadt Altmark die „Osterburger Literaturtage“, die „OLITA“, statt. Eine „Hausnummer“ innerhalb der Literaturtage mit ihren mehr als 30 verschiedenen Veranstaltungen ist die „Frauenlesenacht“, die „FLN“.

Dort stellen ganz unterschiedliche „Vorleserinnen“ bis in die Nacht hinein eigene Texte vor – sozusagen ein Abend von Frauen für Frauen. Männer sind nicht zugelassen. Die Mitwirkenden kommen aus Orten wie Salzwedel, Stendal, Magdeburg und Umgebung bis hin nach Düsseldorf.

2023 gab es ein Jubiläum, die Frauenlesenacht fand zum 20. Mal statt, das Thema: „Im Labyrinth des Lebens“.

Veranstalter von Anfang an sind die Kreisvolkshochschule Stendal und die Stadt- und Kreisbibliothek Osterburg, die seinerzeit diese Veranstaltung initiierten. Die Idee dazu hatte die Osterburger Schriftstellerin Diana Kokot. Sie denkt sich die Themen für die Lesenacht aus und moderiert seit Jahren dieses Event, denn dazu ist die FLN in der Zeit geworden. Die Karten sind sehr begehrt, reichen nie, denn die Zahl der Zuhörerinnen ist begrenzt. Die Besonderheit dieser Veranstaltung ist nämlich, dass die Frauen in einem kleineren Kreis unter sich bleiben, sich mitteilen, sich austauschen können. Diejenigen von ihnen, die eigene Texte vorlesen, sind Laien. Und von Frau zu Frau lassen sich wohl leichter Worte finden, Texte formulieren und vortragen

Seit fünfzehn Jahren steht jede FLN unter einem bestimmten Thema. Und diese Themen verlocken dazu, es einmal selbst mit dem Schreiben zu versuchen. Zum Beispiel 2016 „schlug es 13“ anlässlich der 13. Lesenacht. 2019 drehte sich alles um vergessene und verloren gegangene Wörter, denn: „Jede Zeit hat ihre Sprache“. 2021 ging es ums „Suchen und Finden“ oder eben im letzten Jahr durchs „Labyrinth des Lebens“.

Es gibt so vieles, was einem dazu einfällt, Aberglaube, Bräuche, was sagte seinerzeit die Oma zu ihren Enkelinnen, die heute selber Omas sind, besondere Erlebnisse und Begegnungen, ein schier unerschöpfliches Reservoir.

Seit einigen Jahren ist auch für mich jede Frauenlesenacht ein besonderes Ereignis. 2014 wollte ich das erste Mal teilnehmen, als Zuhörerin. Märchen war das Thema, und viele Frauen kamen sogar kostümiert, selbst ich hatte ein Kostüm dabei. Zur Moderatorin Frau Holle passte die Pechmarie. Nomen est Omen, ich kam nicht hin, die Bahn streikte.

Seit 2016 lese auch ich immer wieder einmal mit. Es macht Spaß, Texte zu schreiben und in Osterburg vorzulesen. Das hätte ich woanders nie gemacht. Das ging damals für mich nur in einer gewissen Anonymität, und nur unter Frauen. Inzwischen habe ich viele Schreiberinnen und Zuhörerinnen kennengelernt und freue mich jedes Mal aufs Wiedersehen. Und wenn dann noch etwas dazukommt wie letztes Jahr, dass eine schreibende Schülerin, Zübeyde, die ich seit ihren Kindertagen kenne, inzwischen bei den ‚Frauen‘ mitliest, ist das etwas ganz Besonderes.

Was wäre eine solche Lesenacht ohne Musik, Imbiss und Getränke. Damit sie gelingt, braucht es viele Helferinnen. Dank und Applaus für alle!

Text: Uta Braeter, Foto: privat

Andreas Dresens GlücksSpiel

Porträt eines Regisseurs von Hans-Dieter Schütt

„Man kann ebend nicht alles haben“, mit diesem Satz endet das „Porträt“ aus über mehrere Jahre geführten Gesprächen zwischen Hans-Dieter Schütt und Andreas Dresen. Dabei hat Dresen, Jahrgang 1963, doch schon so vieles gemacht und macht es noch. 19 Spielfilme, 17 Dokumentar- und Kurzfilme seit 1987, Regiearbeiten für Theater und Oper, von 2012 bis 2023 Verfassungsrichter in Brandenburg, Professor für Filmschauspiel in Rostock, seit dem „Gundermann-Film“ (2018) Mitglied der Gruppe „Alexander Scheer/Andreas Dresen & Band“ u. a. m. Mit etwa 50 Ehrungen wurde er bedacht.

Den meisten ist er wohl als Filmregisseur bekannt. Dabei gefällt ihm das alte Wort für Regisseur viel besser – Spielleiter. Denn: „In dem Begriff steckt Spiel, … Spielen wir also.“

Und das ist wohl auch Dresens Credo. Er will Geschichten erzählen, über Menschen, über ihren Alltag, den er gar nicht langweilig findet. Er denkt nach und vor, recherchiert, bereitet gründlich vor und nach. Ideen, Drehbücher, Szenarien, Besetzungen und ein „paar Regeln“. Dann lässt er spielen, lässt Raum all seinen Mitstreitern, seiner ganzen Crew. Lebt mit ihr. Film ist ein Gemeinschaftswerk. Deshalb möchte er auch nicht, dass seine Filme unter dem Slogan geführt werden: „Ein Andreas-Dresen-Film.“

H.-D. Schütt fasst das in dem Satz zusammen: „Wenn man mit Andreas Dresen geredet hat, dann weiß man, dass Gemeinschaft ein Tätigkeitswort ist.“

Mein Fazit: Ein freundliches Buch über einen freundlichen Menschen, muss man gelesen haben. Und in seinem Team vielleicht mal Komparse sein, vielleicht in einem Film über betagte Leute wie „Wolke 9“.

Text: Uta Braeter

Nicht nur Frauen, auch Männer

sind Gewaltopfer in Partnerschaften

Kennen Sie eigentlich die *Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männergewaltschutz (BFKM)* in Dresden? Sie wurde dort 2019 gegründet und kümmert sich um Männer, die partnerschaftlicher Gewalt ausgeliefert sind. Gefördert wird sie vom BM für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Viele wissen gar nicht, dass es Frauengewalt dieses Ausmaßes gegen Männer gibt. Denn das gehört zu den Tabuthemen im Alltag, kommt aber in allen sozialen Schichten vor. Besonders für Männer selbst ist es schwer, das Rollenklischee vom starken Mann zu überwinden. Aber die Zahlen in den Kriminalitätsstatistiken sprechen für sich.

Der Journalist Armin Höhling schreibt in seinem Artikel ***„Männer im Spagat“***: „Entsprechend amtlichen Auswertungen von 2020 erstatteten fast 29.000 Männer Anzeige gegen ihre Partner. Das sind gut 7000 mehr, als Menschen in einem durchschnittlich vollen Bundesliga-Fußballstadion Platz finden.“ („topmagazin“ Sachsen-Anhalt Süd/Halle (Saale), Ausgabe 3/2022).

Der **MDR-Videotext** vermeldete im November vorigen Jahres unter der Schlagzeile ***„21% der Opfer männlich“*** Zahlen für Berlin: 2436 männliche Opfer partnerschaftlicher Gewalt in 2022 (=21% aller Gewaltfälle), die höchste Zahl der vergangenen fünf Jahre. Niedrigste Zahl: 2231 in 2018.

Die **BFK Männergewaltschutz** erhebt umfassende Statistiken zum Sachverhalt *Männerschutz vor partnerschaftlicher Gewalt* und veröffentlicht sie kommentiert in diesbezüglichen Broschüren seit 2021, kostenlos zu beziehen auf der sehr umfangreichen und informativen Webseite maennergewaltschutz.de

Angestrebt wird der weitere Auf- und Ausbau von Schutzeinrichtungen (Männerhäuser, Hilfstelefone, Onlineberatung) und eines Männerberatungsnetzes in allen Bundesländern.

Wegen einer als hoch eingeschätzten Dunkelziffer und wegen von Jahr zu Jahr steigender Anzeigen in den Kriminalitätsstatistiken meldet man aktuell einen Bedarf von fünf Männerschutzeinrichtungen, sprich Männerhäusern nach dem Vorbild der Frauenhäuser, pro Bundesland an. Gleiches Recht für alle.

Sachsen-Anhalt hat bislang übrigens kein einziges. Ein von seiner Frau aus dem Haus geprügelter psychisch gedemütigter Hallenser müsste nach Leipzig fahren, wenn er sich keinen Rat mehr weiß. Falls die Ländergrenzen kein Hindernis darstellen.

Text: Heidrun Hübel

Abb.: www.pixabay.com (Augusto Ordónez)

Kommt ein Vogel geflogen… hat ein Brieflein im Schnabel

oder: Die Kunst des Briefeschreibens

Ja, das Briefeschreiben – eine Jahrtausende alte Kultur, die leider mehr und mehr an Bedeutung verliert. Was konnte und kann man nicht alles aus alten Briefen erfahren! Nie wüsste man so viel über das Leben in früheren Jahrhunderten, über das Leben berühmter Persönlichkeiten, würde es ihre Korrespondenzen nicht geben. Diese Briefwechsel, wie die von Caroline und Wilhelm von Humboldt, Rainer Maria Rilke und anderen sind hochinteressant.

Die ersten „Briefe“ wurden bei den Babyloniern in Tontafeln geritzt. Aus dem alten Ägypten sind Briefe, auf Papyrus geschrieben, erhalten. Die ersten regelmäßigen Postlinien entstanden in Deutschland im 17. Jh. Für weite Strecken gab es Stafettensysteme mit Reitern und Pferdewechsel zur schnellen Nachrichtenübermittlung, so z. B. ab 1664 zwischen Nürnberg und Leipzig. Die Briefe/Schriftstücke wurden nur auf einer Seite beschrieben, gefaltet, verklebt und oft versiegelt. Ab etwa 1800 gab es regelmäßige Postverbindungen zwischen allen großen europäischen Städten.

Mr. Brewer aus Brighton, ein britischer Buch- und Papierwarenhändler, entwickelte 1820 die ersten Briefumschläge, die sich schnell durchsetzten. Nicht so die von Heinrich von Stephan (Generalpostdirektor des Deutschen Reichs und Mitbegründer des Weltpostvereins) aus Stolp erfundene Postkarte, denn es war damals nicht üblich und galt sogar als unschicklich, wenn jeder den geschriebenen Text lesen konnte. 1869 wurde bei der österreichischen Post eine „Correspondenzkarte“ mit aufgedrucktem Postwertzeichen eingeführt, die sich rasch größerer Beliebtheit erfreute.

Ansichtskarte von 1913

Erst im Oktober 1904 erschien die erste Ansichtskarte in Deutschland. Sie behauptet sich bis heute, wenn auch in deutlich geringerem Maße als früher. Die über Jahrhunderte weit verbreitete Kunst des Briefeschreibens ist durch E-Mail, Messenger Dienste (z. B. Whats App), SMS etc. leider weitestgehend verloren gegangen. Wie schnell tippen wir nebenbei eine Nachricht in unser Smartphone und wie anders ist das bei einem Brief. Man sitzt vor ausgesuchtem Briefpapier, nimmt sich Zeit, ordnet seine Gedanken, reflektiert seine Gefühle, sucht nach den richtigen Worten. Es ist eine achtsame Art des Austausches, nicht nur eine reine Informationsvermittlung. Für mich ist ein persönlicher, handgeschriebener Brief etwas ganz Besonderes.

Text und Foto: Angelika Ehrlich

Mögen Sie Halberstädter Würstchen?

Die Erfindung der Wurstkonserve

Alles begann 1883 in Friedrich Heines Küche mit einem selbstgemauerten Räucherofen. Die so hergestellten Würstchen schmeckten offensichtlich so gut, dass sich das Geschäft rasch entwickelte. Im Juni des Jahres 1896 übernahm der nun zum erfolgreichen Würstchenfabrikanten gewordene Heine in Halberstadt einen Großauftrag über die Lieferung von 40 000 Paar Würstchen für die Einweihung des Kyffhäuser-Denkmals, zu der Kaiser Wilhelm II. Gäste aus Königs- und Fürstenhäusern sowie Tausende Zuschauer erwartete.

Eine solche Menge Würstchen konnte nicht frisch produziert werden, sondern mussten haltbar „verpackt“, also konserviert werden. Daran arbeitete Heine seit Jahren sehr intensiv.

Zur Einweihung des Kyffhäuser-Denkmals standen 10 000 frisch geräucherte und 30 000 konservierte Würstchen bereit. Als die Feier wegen eines Unwetters vorzeitig abgebrochen werden musste, war erst ein Teil davon verkauft. Doch endlich hatte er es geschafft – die Würstchen in den Dosen waren haltbar. Damit war Friedrich Heine der Erfinder der Wurst in der Dose.

Der Absatz stieg von Jahr zu Jahr und 1913 besaß Heine die größte und modernste Fleischverarbeitungsfabrik Europas. Er musste seine Fabrik erweitern, um die Nachfrage befriedigen zu können. Noch heute wird in viele Länder der Welt exportiert.

1948 wurde das Unternehmen in Volkseigentum überführt und lief unter dem Namen VEB Halberstädter Fleischwaren. Seit 1992 führt die Unternehmerfamilie Nitsch die lange Tradition der Marke fort. Hoffen wir, dass es trotz der Insolvenz weiterhin die leckeren Halberstädter Würstchen geben wird.

Eine Betriebsbesichtigung gibt interessante Einblicke in die Geschichte und die Herstellung der Halberstädter Fleisch- und Wurstkonserven.

Text und Fotos: Angelika Ehrlich

Mal wieder über den Katzenbuckel

Wildtulpen auf dem Forstwerder

Letztes Jahr Ende April: Wir liefen von der brausenden Trothaer Straße die Pfarrstraße hinunter bis zum Ufer der Saale, dann nach rechts zur Brücke, die wir zum letzten Mal als Kinder betreten hatten. Verkehrslärm war hier, am Ende der Saalepromenade, nicht mehr zu hören, dafür das Tosen des Wassers am Wehr.

Die 1928 erbaute Bogenbrücke sah aus wie „zu unserer Zeit“. Ehe wir uns geeinigt hatten, ob sie nicht doch zwischendurch einmal saniert werden musste, waren wir auch schon hoch- und auf der anderen Seite wieder hinuntergestiegen.

Vor uns lag der fast unberührte Auenwald. Mit jedem Schritt weiter in das Naturschutzgebiet wurde der Weg schmaler und ein sicher aus gutem Grund vorhandenes Schild wies noch einmal darauf hin, dass man diesen nicht verlassen sollte. Das brauchten wir auch nicht zu tun, denn der Grund

unseres Ausflugs sprang uns alsbald ins Auge: die in unseren Breiten selten anzutreffenden Wildtulpen, und zwar in Hülle und Fülle.

Die eleganten, leuchtend gelben Blüten standen in reizvollem Kontrast zu dem noch spärlichen Grün der sonstigen Vegetation.

Aber Achtung: nicht pflücken oder ausgraben! Nur das Betrachten ist erlaubt. Die Wilde Tulpe gilt gemäß der Roten Liste als stark gefährdet und ist nach der Bundesartenschutzverordnung besonders geschützt. Gehen wir eben dieses Jahr wieder hin!

Text und Fotos: Melitta Seitz

Grüner Müll?

Neulich ging ich mit einer Bekannten spazieren. Vor einem Haus stand ein Karton mit Krämchen – zum „Mitnehmen“. Ich lachte und meinte: „Vor Jahren war das schlimm. Wenn ich mit meinen Enkeln unterwegs war, fanden sie in den Kisten immer etwas, was sie mitschleppen konnten.“

Meine Bekannte räusperte sich: „Mit so einem Karton ist mir einmal etwas ganz Peinliches passiert. Vor dem Nachbareingang standen Möbel, Möbelfragmente, Müll. Als mein Sohn kam, fragte er, ob Sperrmüllentsorgung sei und erzählte, dass dort auch ein großer Karton mit Grünpflanzen stehe. Ich war fassungslos, man kann doch Pflanzen nicht einfach in den Müll schmeißen! Später nahm ich die Kiste mit, verteilte die Pflanzen in meiner Wohnung und freute mich – gerettet.

Etwas später erfuhr ich von Nachbarn, dass besagter ‚Sperrmüll‘ zu einem Umzug gehörte und sich die Leute echauffiert hätten, weil ihnen jemand ihre Grünpflanzen geklaut hatte.

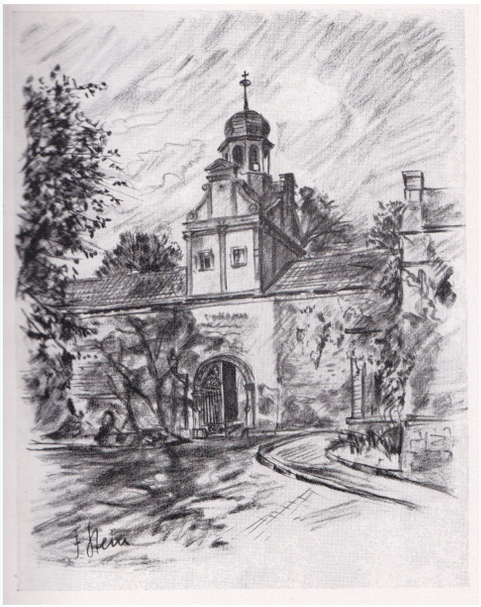
Ich schäme mich noch heute, als Dieb dazustehen, aber die Pflanzen machen sich gut bei mir.“

Text: Uta Braeter

Der Stadtgottesacker

Zeichnungen aus dem alten Halle im Vergleich zu heute

Außerhalb der Stadtmauern gelegen, diente der Kirchhof der Martinskapelle 1350 und 1450 der Beisetzung von Pesttoten. Nachdem Kardinal Albrecht alle Friedhöfe innerhalb der Stadt schließen ließ, war der Stadtgottesacker bis 1851 der einzige städtische Begräbnisplatz. Mehrfach erweitert, blieb sein älterer Teil bevorzugter Bestattungsort angesehener Familien, Gelehrter der Universität und Halles Persönlichkeiten. 1547 wurde die Kapelle abgerissen, 1557 bis 1599 wurde die Randbebauung mit den Schwibbögen unter dem Baumeister Nickel Hoffmann errichtet.



Eingang zum Stadtgottesacker um 1940 F. Stein

Nach dem Krieg wurden nach und nach die zerstörten Bögen originalgetreu wiederhergestellt. 1997 bis 2003 konnte dank der Stifterin, Ehrenbürgerin von Halle Dr. Marianne Witte, die bauliche und denkmalpflegerische Instandsetzung vollendet werden. Ab 1. Januar 2000 gestattete die Friedhofsordnung der Stadt Halle die Urnenbeisetzungen im Innenfeld und den Kolumbarien.

Bogen 90 wurde zum Leichenhaus umgebaut. In den 90 Schwibbögen wird das Andenken an berühmte Persönlichkeiten wie Christian Thomasius, August Herrman Francke und Johann Anstasius Freylinghausen der Nachwelt erhalten.

Der Stadtgottesacker im Dezember 2023

Text und Foto: Klaus Schmutzer

Getretene Kunst

Schau hin, wo Du läufst!

„Schau hin, wo Du läufst!“, riefen die Eltern, als wir noch ganz klein waren. Wir sollten nicht stolpern und hinfallen. Hier heißt es heute: „Schau hin, sonst verpasst Du was!“

Hunderte von Menschen gehen täglich vom Hallorenring zum Markt, den Blick schon fest auf die Treppe gerichtet. Nur wenigen fällt vor der Stadtbibliothek zu ihren Füßen die große Bronzeplatte auf, der sie doch helfen, blank zu leuchten.

Seit zwei Jahren erinnert das Kunstwerk, ein Geschenk der schweizerischen Bildhauerin Maya Graber (Burg Giebichenstein), an den hier vormals sprudelnden „Deutschen Brunnen“.

Umlaufend ist zu lesen: ERSTERWÄHNT 1179, VERFÜLLT 1846, TIEFE 22 m. Schweine, Hirten und viele sinnreiche Details füllen die Mitte der Platte.

Text und Foto: Melitta Seitz

„Händel in den Mund geschoben“

Zu guter Letzt

Die Zukunft war früher auch besser.

Karl Valentin

Impressum
Herausgeber: Seniorenkolleg der MLU
Layout: Dr. Hans-Michael Schulz
Druck: www.online-druck.biz

E–Mail: Seniorenkolleg@uni-halle.de
www.seniorenkolleg.uni-halle.de/angebote
Redaktionsschluss: 07. Februar 2024

Seniorenkolleg
Barfüßerstraße 17
06099 Halle (Saale)
Telefon: 0345-5523792